

Zuwanderungsgesellschaft Ruhrgebiet. Wie können / sollen / wollen wir miteinander leben?

Zwischenveranstaltung des 5. Geschichtswettbewerbs EULE UND WEILE am 30. Januar 2004

aufgezeichnet von Susanne Abeck, Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e.V.,
s.abeck@geschichtskultur-ruhr.de

Gemäß des Sonderpreises für Beiträge zu den Themen Zu- und Einwanderung sowie interkulturelle Beziehungen fand am 30. Januar 2004 im Duisburger Innenhafen eine mehrteilige Veranstaltung statt, die sich mit dem Zusammenleben von Deutschen und Türken innerhalb des Ruhrgebiets beschäftigte. Nach einer Kurzbesichtigung der Veranstaltungsumgebung, dem Duisburger Innenhafen, fand im Internationalen Zentrum nach einem musikalischen Auftakt ein Podiumsgespräch statt mit Professor Dr. Ursula Boos-Nünning (Interkulturelle Pädagogik; Zukunftsrat NRW; Universität Duisburg-Essen), Dr. Michael Fertig (Rheinisch-Westfälisches Institut für Wirtschaftsforschung e.V., Essen), Ahmet Sezer (Vorstandsmitglied im DoMiT - Dokumentationszentrum und Museum über die Migration aus der Türkei e.V.) und Aslim Sevindim (freiberufliche Journalistin, u.a. bei Funkhaus Europa). Die Moderation übernahmen Dr. Susanne Peters-Schildgen (Oberschlesisches Landesmuseum Ratingen-Hösel) und PD Dr. Stefan Goch (Institut für Stadtgeschichte, Gelsenkirchen; zudem beide Mitglied im Vorstand des Forum Geschichtskultur an Ruhr und Emscher e.V.).

Susanne Peters-Schildgen begann mit einem knappen Rückblick auf die nunmehr 40jährige Geschichte der (Arbeits-)Migration von der Türkei ins Ruhrgebiet und dessen Folge, dass heute von den rund fünf Millionen Bewohnern des Ruhrgebiets etwa 350.000 türkischer Abstammung sind. Auch wenn diese Region auf über 150 Jahre Zuwanderung benötigter Arbeitskräfte zurückblicke, könne man immer noch nicht von einem „Schmelztiegel Ruhrgebiet“ sprechen. Zu konfliktreich sei das Zusammenleben, zu groß die Sprachprobleme, zu gering die Ausbildungschancen für jungen Türken/Türkinnen bzw. junge Menschen türkischer Abstammung. Stefan Goch bat die Diskutanten um eine erste Stellungnahme zum Stand der jetzigen Situation.

Ahmet Sezer umschrieb kurz die Geschichte des Vereins und dessen Aktivitäten und verwies auf die z.Zt. laufenden Vorbereitungen für ein Ausstellungsprojekt über die Arbeitsmigration aus den sogenannten Anwerbeländern im Jahre 2005. Er erinnerte an die ursprünglich vorgesehene zeitliche Beschränkung des Aufenthaltes (von beiden Seiten) und den durch den 1973 erfolgten Anwerbestopp mit der Folge des Familiennachzugs.

Ursula Boos-Nünning spann diesen Faden weiter. Ein Spannungsverhältnis zwischen Bleibe- und Rückkehrorientierung habe es lange Zeit gegeben, sei jedoch bei den jüngeren TürkinInnen bzw. Menschen türkischer Abstammung - anders als bei jungen GriechInnen und ItalienerInnen – inzwischen kein Thema mehr. Die Wahrnehmung von deutscher Seite würde sich bei den ausländischen Gruppen merkwürdigerweise stark auf die türkische konzentrieren. Denn größer als die türkische sei die Gruppe der Zugewanderten aus der GUS (die jedoch nicht als Ausländer, sondern als Spätaussiedler gelten), Italiener würden hinsichtlich des Bildungsniveaus genauso schlecht dastehen (ohne dass dies allgemein bekannt sei) und die griechische Gruppe würde z.B. stärker

in der eigenen Community leben. Die Vorstellung, dass die Zugewanderten in die deutsche Gesellschaft zu integrieren seien, findet Boos-Nünning aufgrund der Vielfalt an Sprachen (z.B. 100 an den Essener Grundschulen) und Ethnien überholt. Vielmehr müsse gefragt werden, warum sich das Zusammenleben im Moment so schwierig gestalte und wie dies erträglich gestaltet werden könne.

Die Frage von Stefan Goch an Aslim Sevindim nach einer Art Zwischenzustand zwischen Bleibe- oder Rückkehrorientierung, einer Art Transnationalität, die das Verständnis von Mehrheits- und Minderheitsgesellschaft relativiere, wollte Sevindim in dieser Form nicht folgen. Die kulturellen Grenzen wären längst nicht mehr starr und daher unabhängig von der eigenen Nationalität.

Michael Fertig hob aus dem Blickwinkel des Volkswirts die Bedeutung von Ausbildung und Sprache für die Integration hervor. Die Integration der 1. Generation sei - gemessen an der Beschäftigungswahrscheinlichkeit, dem Risiko, von Sozialhilfe abhängig zu sein, und dem Einkommen – nicht schlecht verlaufen, doch habe die Pisa-Studie die SchülerInnen mit Migrationshintergrund eindeutig schlechter abschneiden lassen. Dies ließe sich durch das durchschnittlich schlechter qualifizierte Elternhaus und mit der Zuhause gesprochenen Muttersprache erklären. Über die ökonomische Evidenz von ethnischer Ghettobildung gebe es gute Untersuchungen aus den USA, jedoch nicht für den hiesigen Raum, wobei er die Situation in den Staaten als extremer einschätzte.

In einer zweiten Runde wurde zuerst Frau Boos-Nünning nach einer effektiven Vermittlung von Sprachkompetenz und nach besseren Ausbildungskonzepten gefragt. Und ob die bisherigen Integrationsmaßnahmen falsch seien.

Frau Boos-Nünning stellte richtig, dass die Zugewanderten heute die deutsche Sprache nicht schlechter als vor 20 Jahren beherrschen würden. Insgesamt wisse man jedoch viel zu wenig über jugendliche Migranten. Förderung sei wichtig, doch müsse sich vom Ansatz her etwas ändern. So müsse zwar jeder Zugewanderte die deutsche Sprache erlernen, doch wehre sie sich gegen eine Sichtweise, die „Sprachkompetenz“ mit deutscher Sprache gleich setze. Unberücksichtigt bleibe vielerorts die Tatsache der ethnischen Diskriminierung im Schul- und Ausbildungssystem, was sie als „Katastrophe für die deutsche Gesellschaft“ bezeichnete. Die Gesellschaft müsse anders fragen, nämlich nicht, wo gefördert, sondern wo gänzlich anders und neu gedacht werden müsse. Und wie eine positive Wahrnehmung zweisprachiger und bikultureller Menschen erreicht werden könne.

Die Reaktion von Aslim Sevindim auf die Frage von Susanne Peters-Schildgen, inwieweit Diskussionen wie die aktuelle „Kopftuch-Debatte“ der Integration muslimischer Glaubensangehöriger entgegen wirke, fiel sehr emotional aus. Sie lehnte den Begriff der „Integration“ vehement ab und sprach sich stattdessen - etwas realitätsfern - für eine Gesellschaft aus, in der alle einen Platz haben könnten, solange man sich nur gegenseitig toleriere. Interessant hingegen war der nicht weiter ausgeführte Gedanke, dass auch die kulturelle (deutsche) Identität Wandlungen unterliege.

Ahmet Sezem hakte bei dem von Boos-Nünning Gesagten ein und stellte die unbeantwortet gebliebene Frage, wie ein Umdenken aussehen könne. Mit den dichotomen Begriffen „Einheimische“ und „Zugewanderte“, „Mehrheits-„

und „Minderheitengesellschaft“ sei nicht weiter zu kommen. Denn wie sähe z.B. ein integrierter Deutsche aus? Jegliche Art von (muslimischem oder christlichem) Fundamentalismus sei weder angepasst noch integriert. Deutschland sei das Land der hier lebenden, die Grundwerte der demokratischen Gesellschaft anerkennenden Bürger. Die Gesellschaft müsse endlich von dem Abstammungsdenken abkommen. Hinsichtlich der Kopftuch-Debatte meinte er, dass islamische Einrichtungen wie die der christlichen Kirche betrachtet und behandelt werden müssten. Die Führung unzähliger Jungeneinrichtungen durch die katholische Kirche sei ja auch kein Problem.

Stefan Goch brachte sein Unbehagen über den z.T. schwierigen Verlauf der Diskussion zum Ausdruck, da das Verständnis bestimmter Begrifflichkeiten, wie z.B. „Integration“ stark divergierte, und griff nochmals die Ausgangsfrage dieser Gesprächsrunde – „Wie können / wollen / sollen wir miteinander leben“ – auf. Integration heiße für ihn nicht Anpassung, sondern gesellschaftliche Gemeinsamkeiten. Seine Frage nach diesbezüglichen Gemeinsamkeiten innerhalb einer Gesellschaft mit zahlreichen religiösen und kulturellen Identitäten sei, so Frau Sevindim, relativ schnell beantwortet: das Grundgesetz setze die Regeln des Miteinanders aller hier lebenden Menschen.